

Alix Faßmann

**ARBEIT
IST
NICHT
UNSER
LEBEN**

Anleitung zur Karriereverweigerung

Lübbe Paperback

Das vorliegende Buch beruht auf Tatsachen. Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden Namen und Details verändert. Es geht der Autorin nicht um die Darstellung oder Entlarvung bestimmter Personen, Verbände oder Unternehmen, sondern um eine persönliche Erfahrung und ein gesamtgesellschaftliches Phänomen.



Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Gerd König, Berlin/Anselm Lenz, Hamburg

Das Zitat auf Seite 241 stammt aus:

Mein Leben als Engländer von Ronald Reng

© 2003, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln.

Das Zitat auf Seite 79 ist aus:

Generation Y von Uwe Jean Heuser und Anne Kunze,

in: DIE ZEIT vom 11. 3. 2013.

Umschlaggestaltung: Massimo Peter

Einband-/Umschlagmotiv: shutterstock/luckypic

Satz: Urban Satzkonzept, Düsseldorf

Gesetzt aus der Minion

Druck und Einband: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7857-6104-5

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch www.lesejury.de

INHALT

Prolog	7
I. Karriere macht dumm	11
II. Arbeit macht arm	37
III. Ehrgeiz macht krank	67
IV. Moral hält uns klein	92
V. Der freie Markt macht unfrei	120
VI. Die Renten sind viel zu sicher	148
VII. Wachstum macht unglücklich	174
VIII. Ohne Fleiß kein Verschleiß	199
IX. Zusammen sind wir weniger allein	225
X. Denn wir wissen, was wir tun	247
Epilog	268
Dank	271

X.

DENN WIR WISSEN, WAS WIR TUN

*»Bartleby ist ein Heiliger! Eine solitäre Explosion der Liebe!«
Godfrey Laurence*

Ich sitze in meiner neuen alten Redaktion, in die ich nach meinem Ausflug in die Politik und meinem Ausstieg auf Zeit zurückgekehrt bin. An diesem Morgen läuft eine Meldung über den Ticker: »Die Arbeitsmoral der jungen Generation sinkt, weil sie keine systematischen Zusammenhänge mehr erkennen kann!« Ich lege den Stift aus der Hand und klicke die Meldung auf.

Die Nachrichtenagentur beruft sich auf eine Studie der Unternehmensberatung McKinsey. Überprüft wurde die Arbeitsleistung der jungen Angestellten in mehreren europäischen Ländern. Das Ergebnis: Die jungen Leute zwischen 15 und 29 lassen es an Einsatzbereitschaft mangeln und sind zu wenig qualifiziert!

Was im Jargon der Agentur als beklagenswerte Problemmeldung rausgehauen wird, lässt mich innerlich jauchzen. »Keine systematischen Zusammenhänge mehr erkennen können«? Das scheint mir eine realistische Reaktion auf unsere Situation zu sein.

Die Quelle der Studie ist kein unabhängiges Institut, sondern die Konzernlobby McKinsey, eine von vielen Unternehmensberatungen, die Firmen und ganzen Konzernen bei der »Optimierung« helfen. Das zentrale Geschäftsmodell dieser Truppe aus Anwälten, Lobbyisten, Werbern und Zahlenspezialisten besteht darin, in Betrieben für eine Zeit die Macht zu übernehmen, um die Gewinne zu steigern. Alles soll »optimiert« werden, vor allem die Arbeit. Dafür, dass sie die Betriebe »fit machen«, werden die McKinseys dann vom jeweiligen Unternehmen bezahlt oder am Gewinn beteiligt.

Auf den ersten Blick sieht die Meldung aus wie eine gut gemeinte Empfehlung: Die jungen Leute möchten sich bittschön ein bisschen mehr anstrengen, mehr lernen, mehr arbeiten und sich ordentlich benehmen. Diese Schlussfolgerung kann ich noch so gerade eben selbst ziehen. Auch wenn ich laut Studie ja ein bisschen deppert bin, so zwischen 15 und 29.

So weit, so gut. Es war vermutlich schon immer so, dass man den jungen Leuten gesagt hat, sie sollen sich mal bitte zusammenreißen, »irgendwo reinkommen«, um die Gunst der Älteren rangeln und nett lächeln. Die Aufforderung zur Anpassung ist hier in eine »Studie« verkleidet. McKinsey ist nicht umsonst eine der erfolgreichsten Lobbyanstalten des Landes.

Ich blicke aus dem Fenster. Ein Zug fährt in den Bahnhof Alexanderplatz ein. Der wird voll mit Pendlern sein, die hier aussteigen, in die Büroblöcke gehen zum Putzen, Konzepten, Traden, Texten. Oder zum Bettenmachen ins »Park Inn«, zum Schichtwechsel in den Fast-Food-Ketten oder um Regale aufzufüllen in den Shopping Malls.

Die Kathedrale des Shoppings, das »Alexa«, liegt gleich um die Ecke. Über eine Million Menschen besuchen monatlich das riesige Einkaufszentrum am Alexanderplatz. Bei der Eröffnung im September 2007 kam es zu einem Zwischenfall. Die Filiale des Media-Markts eröffnete bereits um kurz nach Mitternacht. Das Unternehmen hatte spektakuläre Sonderangebote in begrenzter Anzahl angekündigt. 5000 Leute versammelten sich schon Stunden zuvor vor dem Eingang und fieberten dem Event entgegen. Bald ging es drunter und drüber, man rangelte um die besten Plätze. Als sich die Türen zur Geisterstunde öffneten, stürmten die Shopping-Fanatiker wie von der Tarantel gestochen in den neuen Tempel des Kaufrausches. 15 Menschen wurden teils schwer verletzt. Chaos, Panik und Gewalt übernahmen das Regiment.

Eine Stunde später musste der Konsumtempel Alexa wieder schließen. Die Meldung ging in alle Welt. Ein britisches Schwester-

blatt meiner Zeitung meldete: »Blitzkrieg! German Huns going nuts for mass consumption! 15 wounded at Grand Shopping Mall Opening in Berlin!«

Ich war damals Volontärin und hatte Spätdienst. Der zuständige Kollege vor Ort, ein gestandener Polizeireporter, war telefonisch stundenlang nicht erreichbar. Und rausholen konnten wir ihn auch nicht, weil 100 Berliner Polizisten das Desaster einzudämmen versuchten und niemanden ans Alexa heranließen.

Als wir ihn schon vermisst gemeldet hatten, kam er schließlich intakt, aber kreidebleich in die Redaktion getrottet. Er war mittendrin gewesen: »Ich habe in die hasserfüllte Fratze des Shoppings geblickt!« Einige Monate später kündigte er seinen Job. Der Polizeireporter zog sich in einen indischen Ashram bei Porpandar zurück. Der Abgang hatte vielleicht noch andere Gründe als das Shopping-Desaster, aber die Entscheidung erfüllte mich schon damals mit Respekt. Er schickte aus Indien eine einzige Postkarte in die Redaktion. Darauf abgebildet war das Konterfei des indischen Asketen und Friedensaktivisten Mahatma Gandhi. Kein Witz.

Zurück zu McKinsey. Heute ist mein erster Tag in der alten Arbeitswelt, also ran die Buletten. Ich will verstehen, was da steht. McKinsey will fitten Nachwuchs generieren. Fresh people, die sauber ran-klotzen und massenhaft konsumieren. Aber warum teilen sie uns diese Nachricht in Form einer »Studie« mit?

Ich kaue auf meinem Stift und glotze dabei auf den Bahnhof, wo der nächste Zug einfährt. Irgendwann fällt mir auf: In dem »Studieergebnis« ist ganz dezent eine Ankündigung versteckt. Präzise übersetzt lautet sie: »Nicht alle von euch jungen Leuten können übernommen werden. Wir müssen euch aussieben. Tragisch, aber es wird nicht anders gehen!«

Ich klicke die Agenturmeldung weg und schaue in den Originaltext der »Studie«. Dort werden 26 Prozent aller jungen Schulabgänger, Azubis, Studenten und Jobeinsteiger als problematisch einge-

stuft. Das bedeutet, dass man in meiner Alterskohorte eine Chance von vier zu eins hat, den Einstieg in die Arbeit zu schaffen. Es ist wie bei Deutschland sucht den Superstar: Drei kommen in den Recall, einer fliegt raus.

Zugleich wird mit der Zahl von 26 Prozent Druck auf alle anderen jungen Leute aufgebaut. Auch auf die drei, denen laut »Studie« gute Chancen aufs Weiterkommen attestiert werden, denn ihnen wird ebenso mit dem Versagen gedroht: Es gibt ja genügend andere. Die jungen Pfeifen zwischen 15 und 29 sind an ihrer Misere dann selbst schuld. Deswegen heißt es in der »Studie« auch weiter »Jugendarbeitslosigkeit ist auch ein Angebotsproblem!«. Und das soll wohl heißen: Weil die Betriebe keine guten Bewerber bekommen, bleiben die Stellen unbesetzt. Was wiederum heißt: »Weil ihr so schlecht seid, kackt die Wirtschaft ab!« Klingt paradox? Es ist paradox. Und das ist Absicht.

Den »Glücklichen« unter uns, die nicht zu den 26 Prozent Schwachmaten gehören, unterbreitet man implizit folgende Schlussfolgerung: »Weil es so wenig Jobs gibt, werdet ihr leider weniger Lohn bekommen als eure Eltern. Kürzungen werden unausweichlich sein, und letztlich seid ihr daran selbst schuld. Seid froh, dass ihr überhaupt eine Chance auf Arbeit bekommt. Um dann Dinge zu kaufen.«

Ein letzter Aspekt der »Studie« richtet sich an unsere Wissenschaftler. Es ist mehr ein subtiler Befehl von oben. Er ist ans Bildungsbürgertum aus der Mittelschicht gerichtet und hört sich so an: »Lehrer und Profs, ihr seid Weicheier! Schulen und Universitäten müssen die jungen Leute härter rannehmen! Richtet unseren Nachwuchs besser zu! Diese jungen Spinner sind einfach zu selbstbewusst, zu unkonzentriert, zu widerspenstig! Lehrer, trimmt sie fit für den Job! Wir brauchen karrieregeile Jobber! Die sollen arbeiten, Miete zahlen und shoppen!«

Das ist es, was die »Studie« wirklich aussagt. Die finale Message ist direkt an unsere Generation gerichtet. Einmal aus ihrer Verkleidung geschält, klingt sie so, als würde ein metallisch knarzender

Lautsprecher unmittelbar in unsere Gehörgänge gehalten und von dort direkt in unser Gehirn gesprochen:

*»Ihr seid frei! Unterwerft euch!
Nicht jeder bekommt was ab, seht also zu,
dass ihr euch für uns hübsch macht! Seid billig,
bewerbt euch und strengt euch verflucht noch mal an!
Uns gehört alles! Euch gehört nichts!
Und jetzt seid dankbar für den Tipp!
Ende der Durchsage.«*

*Frei nach einer Studie des McKinsey Center for Government:
Getting Europe's Youth to Work*

Derweil sind Dutzende andere Meldungen über den Ticker gelaufen. Berliner Flughafen braucht noch länger, um fertig zu werden, Obama will mit Merkel telefonieren, Konsumklima wird besser, wärmster Winter seit 300 Jahren.

Es scheint also nichts los zu sein. Der erste Arbeitstag beginnt ruhig, die Kaffeemaschine gurgelt. Mein Kollege hat sich hinter seine Bücherstapel und Zettelhaufen gesetzt. Mich lässt die Meldung nicht los. Kann ich daraus eine Geschichte machen? Was wäre die Zeile, die Überschrift? »Wirtschaftslobby findet Jugend zu dumm!« Das wäre doch ein Einstieg. »Studie macht klar, dass ein Viertel der unter 30-Jährigen vor dem Nichts steht.« Im Boulevard kann man oftmals viel wahrer sein als irgendwo sonst. Das ist einer der Gründe, warum ich zurückgekehrt bin an diesen Arbeitsplatz. Aber die gesamte Ideologiekritik kann man fast nirgends bringen. Es ist nicht verboten, es ist nur viel zu ungewöhnlich. Wir lieben unsere Lügen.

Es ist so ähnlich wie damals beim Pferderennspiel mit den Kugeln im Vergnügungspark. Das Rennen wird eröffnet von selbst ernannten Wirtschaftsexperten, den Jobcentern, den »Arbeitgebern«. Bitte werfen Sie eine Münze ein, tolle Gewinne, tolle Chancen, Punkte auf den Plätzen eins bis drei! Wer nicht spielt, verpasst was!

Es gibt viele andere Meldungen wie die von McKinsey, jeden Tag. Sie laufen über die Ticker der Agenturen, werden im Radio gemeldet, führen zu Fernsehfeatures und Diskussionsrunden, in denen das Für und Wider abgewogen wird. Sie werden in allen Zeitungen gedruckt, mal mehr, mal weniger unwidersprochen. Aber *da* sind sie immer. Ich schaue wieder aus dem Fenster. Am Bahnhof finden Arbeiten an der Fassade statt. Ein Werbebanner wird hochgezogen: »Just do it!«

»*Ich möchte lieber nicht.*«
Bartleby

»Ich möchte lieber nicht« ist der berühmteste Satz des Bartleby, einer Figur aus der Erzählung *Bartleby, der Schreiber*. Veröffentlicht hat sie der amerikanische Autor Herman Melville im Jahr 1853. Bartleby ist Kopist in einer Anwaltskanzlei. Das heißt, er ist jeden Tag damit beschäftigt, unsinnige Rechtsakte abzuschreiben und Aktien anzulegen. Ein Ausdruck des Systems Arbeit, das sich immer nur noch mehr Arbeit mit sich selbst erschafft. Eine Bürokratie-Performance in endloser, entfremdeter Wiederholung. Arbeit um der Arbeit willen. Schreiben der Buchstaben halber, ohne Sinn und Verstand.

Melvilles Bartleby verwandelt sich im Verlauf der Geschichte zu einem Heiligen wider die Arbeit, einem Pazifisten, der nicht mehr bereit ist, sich den Gepflogenheiten des Systems Arbeit unterzuordnen. Stattdessen beginnt er einfach das zu tun, was ihm wichtig ist und was er kann: nämlich gar nichts. Selbst ein Geschöpf des industriellen Zeitalters, hört er einfach auf, das Rad des Wahnsinns weiterzudrehen. Immer, wenn jemand etwas von ihm will, sagt er sein weltberühmtes »I would prefer not to«, »Ich möchte lieber nicht«, oder genauer und erhabener: »Ich würde vorziehen, es nicht zu tun.«

Interessant an Bartleby ist, dass er nicht protestiert. Er lässt sich nicht zu symbolischem Widerstand hinreißen, er geht nicht auf

Demos und probt nicht den Aufstand. Er macht erst nur noch die Arbeiten, die er gerechtfertigt findet (diese aber gut). Als er auch damit nichts erreicht, geht er allmählich dazu über, immer weniger zu tun, nimmt keine Anweisungen mehr entgegen – und stellt schließlich die Arbeit ganz ein.

Die Geschichte Melvilles wirkt fast unwirklich auf uns, obwohl sie sehr verständlich und realistisch geschrieben ist – und schon über 150 Jahre alt. Sie enthält auch keine Lösung, sondern konfrontiert uns mit einem, der – mit Verlaub – stilvoll abkackt. Er ist kein reicher Oblomow und lässt sich trotzdem nieder. Und macht einfach – rein gar nichts.

Wer diese Geschichte gelesen hat, wird danach nicht glücklich sein. Aber er wird besser verstehen, was am System Arbeit, wie wir sie kennen, auf Dauer unerträglich ist. Bartleby ist eine Figur, die man in den Arm nehmen möchte, eine personifizierte Katharsis, eine Reinigung durchs Miterleben. Das Einzige, was dieser wunderbare Mensch will, ist nicht weiter mitzumachen bei den Dingen, die sinnlos sind. Ich würde am liebsten mit ihm durchbrennen.

Und eines hat er geschafft, dieser Wahnsinnige. Bartleby erfüllt eine unsterbliche Funktion in der Literatur. Bartleby lebt!

Noch immer grübele ich darüber, was ich aus der McKinsey-Meldung machen soll. Sollte ich nicht mehr schreiben können? Mein Gott, habe ich meinen Beruf verlernt? Weiß ich zu viel? Oder bin ich nach einem Jahr des Nachdenkens einfach nur verrückt geworden?

Ich bin kein unglücklicher Mensch, aber Erkenntnis kann belastend sein. Ich muss jetzt mal ranklotzen, das Vertrauen rechtfertigen. Mein Chef zählt auf mich, die Kollegen wollen heute Abend zwei Artikel von mir haben. Das erste Thema ist ein Flüchtlingsheim in Berlin-Hellersdorf, wo sich der Hass einiger Arbeitsloser genau auf die Falschen zu richten scheint. Das zweite Thema ist ein Zeltlager am Spreeufer, das Leute aufgebaut haben, die ihre Miete

nicht mehr zahlen können oder wollen. Zwei wichtige Themen, die mir beide am Herzen liegen. Mein Ressortchef wollte mir zu Beginn relevante Stories ermöglichen, einen guten Wiedereinstieg. Ich kann mich jetzt nicht so lange mit einer fingierten »Studie« abgeben, das ist ineffizient. Ich will hier einen guten Job machen.

Und doch klebe ich mit den Augen am Bildschirm: »I am a Personal Manager«, sagt das letzte Porträtbild in der »Studie«. Ein Teenager hält sein Skateboard fest. Wird er es womöglich bis ins Zentrum des Systems Arbeit schaffen?

Die Beauftragung solcher Lobbyanstalten wie McKinsey hat jedenfalls einen Grund: Unternehmen mit persönlichen Bindungen innerhalb der Hierarchie haben oftmals Probleme damit, »harte Einschnitte« durchzusetzen. Über die Jahre hat sich Empathie eingeschlichen, so etwas wie Nächstenliebe. Man setzt nicht so einfach Mitarbeiter, Freunde, Nachbarn oder schwangere Frauen an die Luft, wenn man sie kennt und man einander womöglich noch einmal wiedersieht im Leben. »Optimierung« fällt schwer, wenn man einander kennt. Deswegen holen sich die Eigentümer der Betriebe dafür lieber Leute von außen, die weniger Skrupel haben und dafür einen klareren, unverstellten Blick für die Zahlen. Sie werden dafür bezahlt, mal ordentlich auszumisten. Wenn der Job getan ist, sind die Unternehmen wieder »fit für die Zukunft«. Die, die noch da sind, arbeiten mehr, schneller, fanatischer. Die anderen sind draußen.

Sobald »Optimierung«, »Restrukturierung« und »fit für die Zukunft« angesagt sind, heißt das immer Lohnkürzungen, Massenentlassungen und steigende Aktienkurse. Die verbliebenen Angestellten durchlaufen Coachings zur Steigerung der Arbeitsmoral. Wo der russische Maschinenschrauber stalinistische Arbeitergesänge zu lernen hatte, da werden wir hier und heute durch Efficiency-Coachings und Self-Optimizing-Seminare geschleift. Wir sollen uns glücklich schätzen, wenn wir überhaupt in Arbeit sind. Wer nicht »in Arbeit« ist, wird vom Jobcenter in Maßnahmen geschickt: Als präventive Optimierung trimmt man alle Jobber vom Facility Manager (Hausmeis-

ter) über den Assistant Office Trainee (Sekretär im unbezahlten Praktikum) bis zum Executive Officer (Exekutions-Offizier) durch ein happy machendes Brainwashing auf die künftige Verwendung ein. Denn die Selbstverwirklichung, das Glück, der Sinn und die Liebe, die liegen in der Arbeit! Wo auch sonst?

Nein, diese verblendete »Studie« wird nicht ins Blatt kommen. Ich werde meiner journalistischen Pflicht zur Aufklärung gerecht, indem ich sie weglasse.

*»Das Große kommt nicht allein durch einen Impuls zustande,
sondern es ist eine Aneinanderkettung kleiner Dinge,
die zu einem Ganzen vereint worden ist.«*

Vincent van Gogh

Es gibt eine recht aktuelle Bucherscheingung mit dem vielversprechenden, aber ziemlich verlogenen Titel: *Hört auf zu arbeiten!* Im letzten Kapitel bieten sich die Autoren als Unternehmensberater für Coaching-Seminare an. Neuester Trick: Wer nicht mehr das Gefühl habe zu arbeiten, der lebe und liebe seinen Job! Übersetzt: Wer erst einmal von aller Kritik und schlechter Laune entcoacht wurde, der kann endlich ganz enthemmt das Unternehmensziel ansteuern und wird alle Maßnahmen akzeptieren. Wer an das glaubt, was er tut, der klotzt kräftig ran. Hier sollen Soldaten der Wirtschaft herangezüchtet werden, gläubige Fanatiker der heiligen Arbeit, die nicht 9 to 5 arbeiten, sondern 24/7 erfüllt sind mit Liebe für ihre Aufgabe.

Zur Ehrenrettung der Autorenkollegen möchte ich anfügen, dass in dem Schmöker durchaus ein paar gute Ansätze zu finden sind, wie man flexibler und kreativer arbeiten kann. Leider werden diese Ideen zum Schluss dann doch wieder an die alte Der-Beruf-ist-dein-Leben-Denke verkauft. Schade. Schönen Gruß!

Der Optimierungswahnsinn, der uns heute darauf trimmt, unsere Arbeit auch noch zu lieben, gehört in den Wäschekorb mit

der Schmutzwäsche. Eine alte Revolutionstracht mit abgeknickten Schulterklappen, die schon viel zu lange getragen wird. Ein Job in einem angesehenen Unternehmen mag liebevoller, wärmer, schöner, netter als eine Karriere im Sowjetkader aussehen. Doch ganz knapp unter der Oberfläche, unter der hauchdünnen rosigen Haut mit schicken Computern, freundlichen Chefs und neuen Vergünstigungen für Top-Mitarbeiter, da schlummert diese alte Logik: Du bist willkommen, aber nur so lange, bis McKinsey oder ein anderer kommt, um zu schauen, ob du noch dazugehören darfst. Habe also Angst, streng dich an, sei freundlich! Arbeite dich hoch! Mehr noch: SEI deine Arbeit, LIEBE was du tust! Dein Lohn ist die Freiheit, einkaufen zu gehen. Und denk an deine Rente!

Es ist inzwischen 10:23 Uhr, das Werbebanner an der Bahnhofsfassade ist entrollt, und ich mache jetzt wieder meinen Job. Und irgendwie ist da auch eine echte Liebe zu dieser Tätigkeit, zumindest, wenn ich solche Artikel machen kann, wie die beiden, die heute auf dem Plan stehen. Ich bin nicht damit einverstanden, dass wir so gehetzt werden, dass uns fast nichts gehört, am wenigsten unsere Arbeit. Aber ich kann immerhin darüber berichten, über das Gute und das Schlechte. Aus dem Zentrum des Wirbelsturms. Für heute aber schalte ich den Computer aus.

*»Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt,
wir steigern das Bruttosozialprodukt!«
Liedtext der Band Geier Sturzflug*

Ja, ich bin zurück im Job. Es war gar nicht so schwierig. Nach meiner Italien-Reise gab es eine Menge Einfälle, noch mehr Zweifel und kein Geld mehr. Ich dachte über Selbstständigkeit nach, verkaufte ein paar Artikel, jobbte nachts in einer Metallfabrik, bekam überall lächerlich wenig Geld.

Wer bin ich denn schon als selbstständige Journalistin in Berlin?